Geschichte Bayerns
Repositorium

Aufsatz

Ein altbayerischer Beichtspiegel des 15. Jahrhunderts (Cgm 632)

von Josef Staber

in: Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde 1963, S. 7–24.

KBL Institut für Volkskunde der Kommission für bayerische Landesgeschichte
BAdW Bayerische Akademie der Wissenschaften
Geschichte Bayerns

nen IRO-Volkskunde Europäischer Länder, München 1963, noch kurz vor seinem Tode gezogen. Hanika war ein stiller, sehr in sich gekehrter Mensch, der aus dieser Haltung heraus sich, klug beobachtend, der Umwelt zuwandte. Wer ihn näher kannte, verspürte, wie sehr ihm in den letzten Jahren sein Leiden, von dem er kein Aufhebens machte, daran hinderte, gesellig-mitteilsam zu werden, was seinem menschenfreundlichen Wesen an sich entsprach. *Torsten Gebhard*

Buchbesprechungen

Andri Peer, Beiträge zur Kenntnis des Bauernhauses in Romanisch Bünden. Sonderabdruck aus dem Jahresbericht der Historisch-Antiquarischen Gesellschaft Graubünden. Chur 1963.

Der Verfasser läßt seinen früher erschienenen Studien über Küche und Heizung im Bauernhaus Romanisch Bündens (Basel 1960) nunmehr eine umfassende Übersicht über die Elemente der bäuerlichen Wohnhäuser in Romanisch Bünden folgen. Auch diese Studie geht vom Wortkundlichen aus, wobei neben den gedruckten und handschriftlichen Quellen umfassende Befragungen an Ort und Stelle mit einbezogen wurden. Auf diese Weise wurde ein reiches Material gewonnen, mit dem die bauhistorische Forschung arbeiten kann. Gerne hätte man natürlich noch mehr Detailbeispiele kennengelernt. Doch konnte sich der Verfasser hier Zurückhaltung auferlegen, da diese historischen Reihenuntersuchungen an altartigen Bauernhaustypen von dem künftigen Bauernhauswerk der Schweiz auf kantonaler Grundlage geleistet werden wird.

Um so ergiebiger ist das vom Verfasser vorgelegte Material für die Hausformengeographie.

Eindrucksvoll wird auch die sachliche Verschiedenheit einzelner Termini herausgearbeitet, wie z. B. in dem Abschnitt über die Lauben S. 41 ff. mit 10 verschiedenen Sachangaben. Bei der Behandlung der einzelnen Räume des Wohnhauses wird auch die Einrichtung berücksichtigt, u. a. die verschiedenen Hängevorrichtungen und Gestelle, die bei möbelkundlichen Untersuchungen meist zu kurz kommen. Besonders dankbar wird der Hausforscher sein, daß ein Philologe sich so einläßlich mit dem Dachgerüst befaßt hat. Der Abbildungsteil ist verhältnismäßig knapp gehalten, fesselt aber in jedem Detail.

Torsten Gebhard

Atlas der deutschen Volkskunde NF, hg. von *Matthias Zender,* Lfg. 2, Karte 13—24, Marburg 1959; Erläuterungen zur 2. Lfg., Karte NF 13—24, Marburg 1963, S. 233—528, Abb. 26—61.

(Vgl. die Besprechung der 1. Lieferung in diesem Jahrbuch 1959, S. 171 f.)

Die neue Lieferung enthält ausschließlich Karten zum Totenbrauchtum, wobei den Grabbeigaben der größte Raum zugebilligt wurde (Karte 13—20b). Eine Karte (20c) beschäftigt sich mit den Gebäcken zu Allerseelen, der Rest (Karte 21—25) mit Gebäcken, Getränken und Speisen beim Totenmahl. Die Karten stammen von Matthias Zender (13—20b) und Jutta Prinz (20c—24). Zender verfaßte auch die Erläuterungen zu den von ihm bearbeiteten Karten, während Jutta Prinz nur die Karte 20c kommentiert. Die Kartenblätter 21—24 erläutert Günter Wiegelmann in Zusammenarbeit mit Gertrud Frauenknecht.

Der sehr alte und oft im Verborgenen geübte Brauch, dem Toten Geld und andere Gegenstände mit ins Grab zu geben, ist bislang in der volkskundlichen Literatur relativ wenig beachtet worden. Von besonderer Bedeutung ist er für die vor- und frühgeschichtliche Forschung, auch die Rechtsgeschichte hat sich viel damit beschäftigt. Wie Zender ausführt, liegt der Grund für die mangelnde Beachtung in volkskundlichen Materialsammlungen in der Tatsache, daß es sich um eine ausgesprochene Familiensitte handelt, die oft nicht einmal zur Kenntnis der Pfarrer und Lehrer gelangte. Um so ertragreicher waren die Antworten zur Frage 163 des ADV, die eine Fülle von bisher unbekannten Tatsachen zutage föderten. Das Ergebnis liegt nun, übersichtlich gruppiert, in den neuen Karten vor und wird von Zender sorgfältig kommentiert. Betrachten wir — ohne ins einzelne gehen zu wollen — den Ertrag für Bayern, so ergeben sich folgende Feststellungen. Dominierend als Grabbeigabe sind in ganz Bayern Rosenkränze und Kreuze, wozu in Franken noch das Gesangbuch tritt. Heiligenbilder, Medaillen, geweihte Zweige und dergleichen finden sich in ganz Bayern verstreut. Neben diesen ausgesprochen religiösen und konfessionell bedingten Beigaben treten die übrigen zurück. Am nächsten in der Belegdichte kommen ihnen Zitronen und andere Früchte, aber nur in den protestantischen Gebieten Mittelfrankens und Oberfrankens. Die Blumenbeigabe ist in Franken ebenfalls weitverbreitet, in Altbayern und Schwaben finden sich nur Streubelege. Die eigenartige Sitte, diejenigen Geräte beizugeben, mit denen der Tote hergerichtet wurde (Kamm, Waschtuch, Handtuch u. ähnl.) ist gleichfalls nur in den fränkischen Landesteilen vertreten. Löffel und Gabel finden sich nur inselhaft im westlichen Mittelfranken und im Fichtelgebirge, ebenso die Tabakspfeife, die innerhalb Bayerns auch nur im Fichtelgebirge vertreten ist. Geld als Grabbeigabe ist in Bayern kaum einmal belegt. Hinsichtlich der toten Wöchnerin war es in Oberbayern, Niederbayern und Schwaben üblich, die Hochzeitskleider, Kranz und Schleier oder jedenfalls weiße Kleider beizugeben, während ihr in der Oberpfalz und Oberfranken Schuhe oder Pantoffeln mitgegeben wurden. Angaben über den Zweck der Grabbeigaben sind in Bayern selten. Nur gelegentlich finden sich Begründungen wie „niemand soll die Gegenstände gebrauchen" oder „um die Konfession des Toten zu bezeichnen".

Das „Totenmahl" hingegen ist schon immer im Brennpunkt des Interesses gestanden, sein ursprünglicher Sinn (Abschied, Ehrung des Toten?, Furcht vor ihm?, Trost für die Betroffenen?, Dank an die Gäste?) war immer schon Gegenstand theoretischer und hypothetischer Erwägungen. Die vorliegenden Karten beschäftigen sich zunächst mit den Bestandteilen des Mahles. In Franken gab man vorwiegend Brot, in der Gegend zwischen Nürnberg und Würzburg Kuchen, in Altbayern die sogenannten Spend- oder Totenwecken. In Franken und in Schwaben war überhaupt die Kaffeetafel weit verbreitet. Als Getränk wurde in ganz Bayern das Bier bevorzugt, in Unterfranken überdeckt von Wein, in Oberfranken gelegentlich von Branntwein. Bei vornehmeren Totenmählern gab es in ganz Bayern Fleischspeisen und Würstchen, in Oberbayern kombiniert mit Nudeln und Salaten. In Franken ist außerdem die altüberlieferte Speise „Käse und Brot" reich vertreten. Von besonderem Interesse für uns ist noch die Kartenskizze Abb. 51 in den Erläuterungen (S. 417). Sie zeigt, daß gerade in Bayern soziale Unterschiede in der Zusammensetzung des Totenmahles vorhanden waren, die auf die Formel zu bringen sind: Bei Reichen ein Mahl, bei Armen ein Trunk.

Die Karte 21c über die Allerseelengebäcke gibt willkommene Ergänzungen zu den Karten Ernst Burgstallers in sei-

nem Buch „Brauchtumsgebäcke und Weihnachtsspeisen", Linz 1957.

Was die Differenzierung der Zeichenschlüssel auf den einzelnen Kartenblättern betrifft, so ist sie sachgerecht und durch die klare thematische Kartengliederung im Einzelfall auch nicht allzu umfangreich. Der Einwand, den ich in der Besprechung der 1. Lieferung wegen der Überzahl von Zeichen auf einzelnen Karten erhoben habe, ist damit für diese Lieferung hinfällig. *Karl-S. Kramer*

Leopold Schmidt, Die Volkserzählung — Märchen, Sage, Legende, Schwank. Berlin, Erich Schmidt Verlag, 1963. 448 S.

Es ist eine erfreuliche Tatsache, daß die Zahl der Märchenbücher in deutscher Sprache — Ausgaben und Sekundärwerke — im letzten Jahrzehnt ein rundes Hundert erreicht hat. In geringerem Ausmaß haben auch die andern Erscheinungsformen der Volksliteratur, vor allem Sage und Legende, Beachtung gefunden. Das Ausmaß zeigt, daß das Interesse an der Welt des volkstümlichen Erzählgutes sich nicht mehr nur auf einen relativ engen Kreis von Fachgelehrten, Germanisten und Volkskundlern, beschränkt, sondern daß die Problematik dieses Forschungszweiges über Taschenbuchausgaben auch in breite Kreise hineingetragen wurde.

Es ist nicht zu übersehen, daß in der Erzählforschung im wesentlichen immer noch die Disziplin der Germanisten und Literaturhistoriker den Ton angibt, während von der Seite der Volkskunde zwar wichtige Spezialuntersuchungen geschrieben wurden, deren Ergebnisse jedoch über den Kreis des Faches hinaus weniger bekannt geworden sind, als die den Rang von Hand- und Lehrbüchern einnehmenden Werke von Friedrich von der Leyen, Max Lüthi, Hugo Kuhn und Helmut Rosenfeld, um nur einige Namen zu nennen. Es fehlt vor allem bisher ein Gegenstück zu Lüthis Schaffen[1], das mit gleicher Akribie nud Ausführlichkeit von der Volkskunde aus eine Interpretation dessen, was Volkserzählung ist, versucht.

Nun ist Leopold Schmidts umfangreiches Buch erschienen, in dem man zunächst das mit Ungeduld erwartete Handbuch auf volkskundlicher Basis zur Volksliteratur zu haben vermeint. Schmidts Werk aber ist weniger und ist mehr. Es ist weniger, weil es nicht das erwartete und nötige Handbuch ist, weil es nicht systematisch alle anfallenden Fragen zu beantworten versucht, weil es nicht den „methodischen Wirrwarr" lösen hilft, von dem Kuhn mit Recht spricht[2]. Und es ist mehr, denn Schmidt experimentiert nicht mit einer neuen Theorie, sondern er bringt aus dem reichen Schatz seiner Forschungstätigkeit konkrete Beispiele dessen, was Volksliteratur ist. Und wenn man Schmidt einen Vorwurf machen darf, dann nur den, daß er einen irreführenden Titel gewählt hat, aus dem nicht oder nur unklar hervorgeht, was das Werk enthält.

Das Buch folgt in seiner Einteilung den Hauptgruppen der Volkserzählung: Märchen, Sage, Legende, Schwank, wie sie im Untertitel genannt sind. Dem ganzen geht eine Untersuchung über den Komplex „Volkserzählung" überhaupt, und jedem Einzelteil eine allgemeine Deutung der betreffenden Gruppe als Gattung voraus. Es folgen Untertitel, die voneinander unabhängig sind und eine Auseinandersetzung mit detallierten Fragen der jeweiligen Gruppe darstellen: sieben sind dem Märchen, zehn der Sage, sieben der Legende und sechs dem Schwank gewidmet. So ist ein sehr farbiges und außerordentlich reichhaltiges Mosaik entstanden, zumal kein einziger Beitrag uninteressant oder dem Thema gegenüber zu peripher ist, sondern die Aktualität für alle behandelten Fragen gilt. Schwierig ist es freilich, bei dieser Vielseitigkeit den Überblick zu bewahren und aus dieser Fülle von Einzelanalysen eine Gesamtsynthese zu ziehen. Problematisch bleibt auch die feste Zuordnung zu den vier Hauptgruppen, die ein Behandeln von ausgesprochenen Mischtypen und Übergangsformen, wie Legendenmärchen, Spuk- und Geistergeschichten, ausschließt.

Das Nebeneinander von dreißig selbständigen Untersuchungen verhindert bei dem zur Verfügung stehenden Raum eine dem Werk in jeder Hinsicht gerecht werdende, ausführliche Kritik. So muß sich die Besprechung auf ein Einzelkapitel beschränken; daß dabei nicht pars pro toto gelten kann, liegt auf der Hand. Wir wählen dazu das dritte Kapitel des ersten Teiles: „Der singende Knochen. Kulturgeschichtliche Gedanken zur Musik im Märchen."

Dieses Kapitel zeigt wie die andern deutlich, worauf es Schmidt ankommt, nämlich auf eine Einordnung und Zuordnung der Märchenmotive in die Geschichte der Volkskultur. Weitab von der „literarischen Landplage des Interpretierens" (Muschg) und der komparatistischen Methode des absoluten Variantenvergleiches will der Verfasser die Zusammenhänge zwischen den volksliterarischen Phänomenen und der kulturhistorischen Entwicklung deuten. Hier erweist sich des Wissenschaftlers Schmidt Erfahrung, Vielseitigkeit und Unabhängigkeit. Seiner These von der zentralen Rolle des Musikinstrumentes im Märchen vom tönenden Knochen als „magischer Funktion" muß man ohne weiteres beistimmen. Auch seiner Theorie von der Wanderung und Wandlung des Motivs möchte ich folgen. Zu einigen Punkten glaube ich eine kurze Ergänzung bieten zu sollen. Zunächst ist die Praecedenz des Blasinstrumentes in diesem Motiv gegenüber den Saiteninstrumenten evident, zumal das Blasinstrument überhaupt eine viel stärkere magische Funktion ausübt. Die Magie des Blasens (mit und ohne Instrument) hat sowohl apotropäisch wie als Analogiezauber zu allen Zeiten und bei fast allen Völkern eine außerordentliche Rolle gespielt und wurde auch in die Riten der Hochreligionen hinein übernommen. Welches Blasinstrument dabei praktiziert wird — Flöte, Schalmei, Dudelsack — ist eine Frage sekundärer Wichtigkeit. Ebenso dürfte kein grundsätzlicher Unterschied darin bestehen, ob nun eine Flöte aus dem Knochen des Ermordeten unmittelbar hergestellt wird, oder ob aus dem Grabe des Getöteten oder Verstorbenen eine Pflanze sprießt, aus deren Stengel Pfeifen geschnitten werden. Ob es der Knochen selbst ist oder sein Symbol, Bedeutung und Funktion sind gleich. Hinzuweisen wäre auch darauf, daß „tibia" nicht nur Flöte bedeutet, sondern bei den Medizinern bekanntlich noch heute im antiken Latein für den Schienbeinkrochen gebraucht wird. Daß das gleiche Wort also Flöte wie Knochen bedeutet, ist sicher nicht unerheblich.

Wenn Schmidt von den Mythen um die Entstehung der Musikinstrumente bei den Griechen spricht, hätte er vielleicht die Erzählung von Syrinx und Pan kurz wiedergeben sollen, da man sie wohl nicht als bei allen Lesern bekannt voraussetzen darf, sie aber seine Theorie stützt. Hier ist die Verwandlung Mensch — Pflanze zwar ohne den Umweg des physischen Todes vollzogen, aber das Moment der Verfolgung erhalten.

Zweifellos hat Schmidt recht, wenn er schreibt: „Wo bestimmte Instrumente im Vordergrund stehen, werden sie eher herangezogen als andere. Die Berücksichtigung historisch jüngerer Instrumente in jüngeren Märchenfassungen gibt Anlaß, hier von einer Gesetzlichkeit der Requisitenverschiebung zu sprechen." (S. 52) — Widersprechen möchte ich dagegen der Annahme, daß Knochenflöten in der lebenden Volksmusik Europas nicht verwendet würden. Die Belege sind freilich spärlich, doch lassen sich sowohl für den Hispanischen Raum Knochenflöten nachweisen, wie sie für Albanien behauptet werden, und in Sardinien konnte der Rezensent noch 1955